

Batik

Vernissage auf der Burg (Gams)

28. 6. 74

1. BLATT

Jede Vernissage auf der Galerie «Burg» ist ein Erlebnis. Jenes, was die Vernissage braucht, das Werk des Künstlers, ist nicht mehr so wichtig wie das Erlebnis selbst. Erst nachher, wenn die Leute weg sind, wenn es ruhig ist, wenn die obligatorische Kunstbeflissenheit all jener fehlt, die aus Prestigegründen von einer Vernissage zur andern rennen, erst dann wird das Werk wichtig.

In etwa so formulierte Gottfried Rohner seine Gedanken über die Vernissage auf der Burg. Aber bitte lesen Sie selbst:

«Ich möchte Ihnen drei Fragen stellen: Bitte erschrecken Sie nicht, weil es vielleicht nicht ganz so kultiviert tönt wie soeben die Darbietung der beiden Cellisten

1. Was haben diese Celli mit dem Kuhstall gemeinsam?
2. Was geht in Ihnen vor, wenn Sie das Wort «Märchen» hören?
3. Was ist das für eine Welt, die eine Kunstausstellung in einem Kuhstall als originell empfindet?

Die Celli im Kuhstall, das ist gewiss nicht gewöhnlich. Für viele ist die Zeit noch in Erinnerung, wo sowas als Skandal gegolten hätte. Und andererseits ist es bestimmt auch schon mal vorgekommen, denke ich doch da an die Zeit der Schäferidylle, wo sogar eine Marie-Antoinette auf Heuschobern romantisch einrichtete.

Doch Geschichte wiederholt sich ja bekanntlich nicht. Und der Zusammenhang von der Habsburgertochter über die Heuschober zu den Celli an Sunhild Wollwages Vernissage im Kuhstall ist einigermassen willkürlich. Damals im Spätrokoko suchte sich eine exaltierte, dünne Gesellschaftsschicht einen Ausweg aus ihrer gekünstelten Lebenssituation. Die Echtheit des «niedrigen» Bauernlebens zog sie an und sie brauchte den Heustock und den Stallgeruch als letztes Stimulan in einer ausgekosteten Welt. Bald darauf hat die Romantik der französischen Revolution diese Spielchen durch harte Realitäten ersetzt. Und die meisten Pseu-



«Was ist das für eine Welt, die eine Ausstellung in einem Kuhstall originell findet?» G. Rohner in seiner Vernissagerede.
Foto Peter Rohner, Widnau



WOCHEN SPIEGEL

2. BLATT

doschäfer verloren dabei buchstäblich den Kopf.

Heute ist das anders. Sie haben es längst gemerkt: Die Musiker spielten ja gar nicht in einem Kuhstall, sondern in einer Galerie. So funktioniert doch dieses Gebäude jetzt. Die letzte Kuh, die aus wirtschaftlicher Notwendigkeit einmal in diesen Räumen atmete, hat schon längst ausgemut. Die Esel, die Katzen, die Hühner, Hirsche und Enten rund um dieses Gebäude haben doch weit mehr eine Zoofunktion, als dass sie den ursprünglichen Zielen ihrer Nutzung nahekommen. Turi Benz braucht die Esel nicht zum Transport, die Hühnereier erwirbt er sich billiger im Laden und nur die Katze übt noch ihre angestammten Tätigkeiten aus: 1. zu schnurren, wenn man sie streichelt und 2. die Mäuse in diesem Altbau in Schach zu halten.

Das wirtschaftliche Rückgrat für die Atmosphäre hier müssen wir wohl oder übel in der Industrie suchen.

Unter Auslassung der zweiten Frage komme ich hier zur dritten:

Was ist das für eine Welt, die eine Kunstausstellung in einem «Kuhstall» als originell empfindet?

Es ist unsere Welt von heute. Betonhäuser, Baukrane, und eine pausenlose Lärmkulisse um uns, wo immer wir uns befinden. Pausenloser Wandel überall um uns herum. Jeden Tag kommen tausend neue Bücher auf den Markt. Mühsam erworbenes Wissen veraltet über Nacht. Mit ihm auch seine Träger, sofern sie sich nicht schleunigst neues erwerben, das dann wiederum so rasch sich verbraucht. Einrichtungen ganzer Fabriken veralten innert zwei, drei Jahren. Die Wohnungen in den Silos sind kongruent und so rationell ausgestattet, dass man höchstens noch für eine Briefmarkensammlung Platz findet. An das Aufbewahren von Sentimentalwerten ist gar nicht zu

denken. Auch wenn's einem lieb ist, muss es in den Mülleimer. Tiermaschinen und Chemie sorgen für unseren Eiweissnachschub, Agrarmaschinen und Chemie steigern die Produktionskapazität für pflanzliche Nahrung um das Dutzendfache. Die Unterhaltungsmaschinen Fernsehen, Radio, Film, Tonband und Schallplatte zerstreuen uns konform und Sekunde um Sekunde tötet eine Neugier die andere. So wirksam, dass wir darauf vertrauen, auch unsere tiefliegenden Probleme wie Ueberbevölkerung, Rohstoffknappheit, Hungersnot durch eine Sensation zu überdecken.

Wir reagieren zwar. Mit Nostalgie. Jemem nicht leicht beschreibbaren Zustand, der immer das andere möchte, also Fernweh und Heimweh in einem, nicht nur räumlich, auch zeitlich.

Nur aus diesem Gefühl heraus ist es zu erklären, dass wir die Ausstellung hier als besonders originell empfinden. Der Raum erzählt von einer Welt, die es nicht mehr gibt, die Werke schildern eine Welt, die es nie gab und nie geben wird.

Aber Sunhild Wollwage will ja gar nicht das Rad der Geschichte zurückdrehen. Und auch nicht eine Utopie schaffen.

Ihr Anliegen fasst sie behutsam an. Es bedrückt sie, wenn sie in die aggressionsbeladene Welt schaut. Sie ahnt die Richtung in der wir schreiten und sie fühlt sich mitverantwortlich. Doch geht sie nicht hin und malt schwarz an die Wand, sie hat den Schock nicht gern, sie meidet den Lärm. Sie möchte uns einfach das «Auch-noch» zeigen. Sie möchte uns die Augen öffnen für die Seite vom Leben, die so gar nicht viel kostet. Und die doch das Kostbarste in sich birgt. Die Freude, die man empfindet, wenn man hinter die weisen Geheimnisse der Natur dringt (dass sie dabei die unabänderlichen Kampfsitua-

tionen ganz wissentlich übersieht, müssen wir ihr verzeihen). Sunhild Wollwage aber versucht vor allem, ihren Beitrag zu leisten, indem sie Freude gibt. Leise, sanftschwingende Freude, wie wir sie damals verspürten, als uns eine liebevolle Stimme mit Märchen in den Schlaf schaukelte.

Ich wünsche Ihnen, dass sie sich daran erinnern, wenn Sie das Wort «Märchen» hören, und dass Sie sich freuen, wenn Sie die anspruchsvollen Batiken in dieser originellen Ausstellung sich einmal ganz genau ansehen».

Ausstellung vom 22. 6. — 7. 7. 1974
Oeffnungszeiten: Mittwoch bis Freitag: 14 — 20 Uhr, Samstag und Sonntag: 10 — 18 Uhr.